

## Mein Sozialpraktikum im Haus Siloah in Herrnhut

Als Klasse verbrachten wir zwei interessante Wochen in dem kleinen Städtchen Herrnhut. Direkt neben unserem Wohnhaus stand das Haus „Siloah“, ein Hospiz für Menschen im Endstadium einer unheilbaren Erkrankung. Morgens lief ich die paar wenigen Schritte hinüber, wobei ich jeden Morgen eine neue Abkürzung und somit einen noch kürzeren Weg fand. Dort angekommen, standen für mich neben zahlreichen Hausarbeiten, wie dem Putzen von Rollstühlen, auch Besuche bei den Bewohnern auf dem Tagesplan.

Dabei muss ich besonders an eine alte Dame denken, Frau S., die mir schon am ersten Tag beim Frühstück aufgefallen war. Sie ist nämlich eine von wenigen Bewohnern, die noch fit und mobil genug sind, ihr Frühstück unten im schönen Speiseraum einzunehmen, während die anderen das wenige, das sie noch essen, ans Bett gebracht bekommen. Sie saß also dort am Frühstückstisch, mit einem sorgfältig gewickelten, grauen Tuch auf dem Kopf, ihr halbes Marmeladenbrot vor sich, und guckte mich verduzt und auch ein bisschen misstrauisch an. Dies war ihr typischer Blick, der wohl auch mit ihrer Demenz zusammenhing.

Eines Morgens beschuldigte sie mich deswegen auch, ihre Tabletten zu stehlen und fügte noch hinzu, dass ich ja die Finger davon lassen sollte, weil das ihre seien und sie haargenau merken würde, wenn da eine fehlte. Für einen Moment erschien sie mir fast beleidigt, bis sie mich einige Minuten später anlächelte und mir einen „guten Morgen“ wünschte.

Ihre wechselnden Stimmungen würden mir noch mehrfach begegnen. Zum Beispiel als ich ein paar Tage darauf ihr Zimmer putzte und sie mir mit zusammengekniffenen Augen erklärte, dass ich nie und nimmer schon fertig war und dass ich ja dann sicherlich nicht richtig geputzt hätte. Doch eben ihre misstrauischen Momente zeigten mir noch deutlicher die Schönheit ihrer wachen und freundlichen Augenblicke. So war ich außerordentlich gerührt, als Frau S. sich bei unserem selbstorganisierten Klavierkonzert die Tränen aus den Augenwinkeln wischte und mich warmherzig anschmunzelte.

Manchmal wurde mir dann ganz plötzlich klar, dass ich im Hospiz war und die Menschen hier, darunter auch Frau S., in absehbarer Zeit sterben würden. Ich fand es schwer, mich in diese Lage hineinzusetzen und ich fand auch jeden Tag aufs Neue den Gedanken absurd, dass ich jetzt gleich, nach Feierabend, wieder nach drüben schlendern würde, um ganz normal Karten zu spielen oder den alltäglichsten Dingen nachzugehen.

Sehr überrascht hat es mich dann, als die Bewohner des Hospizes auch am liebsten über die alltäglichen Dinge geredet haben, wie zum Beispiel die Olympischen Spiele oder die aktuelle Politik oder was es morgen zum Mittagessen gibt. Bei Frau S. hat ihr diese Entscheidung meistens der Ehemann abgenommen, indem er ihr einen Tipp gab, dem sie nie widersprach, vielleicht auch, weil es ihr egal war. Auf jeden Fall wartete ihr Mann schon immer sehr gespannt auf den Kaffeewagen, es wirkte fast so, als ob er sich schon seit Ewigkeiten auf das Klopfen an der Tür freute, dass den Wagen ankündigte und Frau S. ihre kleine Tasse schwarzen Kaffee ohne Zucker brachte. Einmal erinnere ich mich, dass sie mich bat, sie ein bisschen schneller hoch aufs Zimmer zu bringen, weil ihr Mann schon da sein könnte. Dabei

dirigierte sie mich stur durch die Gänge, als wüsste ich nicht, wo es langgeht, und kurz vor ihrer Tür sagte sie dann: „So, jetzt sind Sie dran, das bisschen werden sie ja wohl noch ohne mich hinkriegen.“

Aber der bewegendste Moment war der Abschied, als sie meine Hand drückte, „Auf Wiedersehen“ sagte und mir eine schöne Zukunft wünschte. Ihr standen Tränen in den Augen und auch mir fehlten die Worte, weil ich nicht wusste, wie ich mich verabschieden sollte und so wünschte ich Frau S. einen wundervollen Tag und lächelte sie an.

*Noa Schmid, Ullc*

Hinweis:

Die beiden Praktikumsplätze im Herrnhuter Hospiz besetzen wir nur auf ausdrücklichen Wunsch der entsprechenden Schüler\_innen und nach Rücksprache mit den Eltern durch die Klassenlehrer.